

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 9 (1905)

**Artikel:** Vincenz Püntiner  
**Autor:** Zahn, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-571734>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

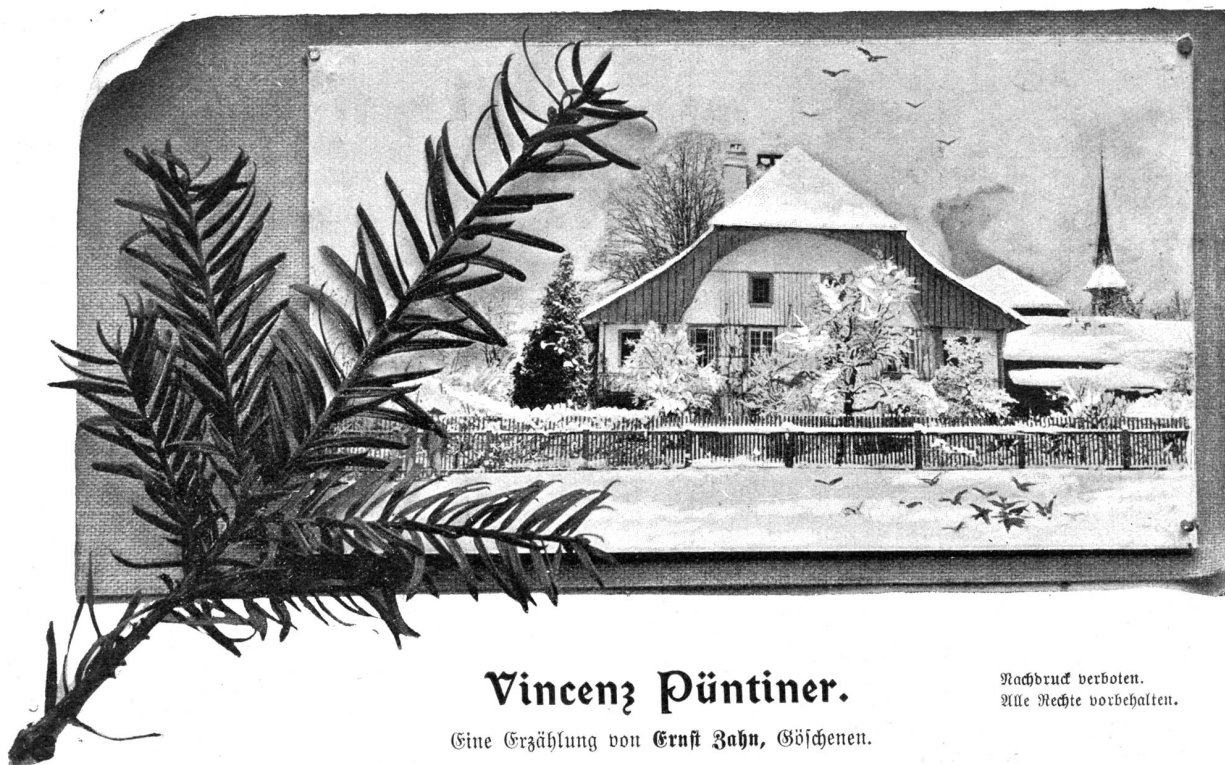
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 20.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



## Vincenz Püntiner.

Eine Erzählung von Ernst Zahn, Göschenen.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

### I.

Ein so heißer Landsgemeindesonntag ist nie erhört worden: der erste Sonntag im Mai und im Tal die Glut eines Julitages! Mehlweiß liegt die Landstraße, die von Altburg nach Seewlen hinunterführt, zwischen den Matten. Fuhrwerke und Fußgänger haben ihren Staub aufgewirbelt und die Wolken sich seitwärts nach rechts und links geschlagen; weit hinein sind die Matten gepudert. Gräser liegen zerdrückt und wie zertraten, Blätter hängen an den Stengeln, schlaff, mit der Staubkruste beklebt. Selbst, wo das Grün der Wiese unberührt blieb, liegt etwas Glasiges über ihr. Die Sonne sengt, und rings ist keine Ahnung eines Wassers, trotzdem der See nicht fern ist und drüben, freilich zwischen Uferbüschen versteckt, der Fluß ihm zuzieht.

An einer Biegung der Straße stehen zwei Häuser, ziemlich in der Mitte zwischen dem Hauptort Altburg und dem Seedorf Seewlen. Eine Viertelstunde herwärts und eine hinzu sind keine andern Gebäude. So ist es ohnehin still um die beiden; aber heute stehen sie tot in der Sonne. Die ist stark über Mittag hinaus, wirft aber ein dichtes Büschel Strahlen stehend auf jedes der zwei Dächer und an jede der beiden der ihr zugekehrten Frontwände. Lichtpfeil an Lichtpfeil steht wie mit geknickter Spitze auf grauen Dachschindeln und weißem Mauermörtel. Ueber die heiße Talebene wölbt sich der Himmel und hat keine Wolke; schwer und wie innerlich brennend läßt er das Blau seines Mantels hinter die

langen Bergketten hinabfallen, die im Osten und Westen das Tal begrenzen. Um den Wald, der aus den Matten an die Westbergwand hinaufsteigt, weht kein Luftzug; das helle Neugrün der Tannen glänzt, ein breites Lichtband ist über die stillen Wipfel bis hinauf an das rote Steinwerk der Felskuppen gelegt.

Am Püntinerhaus, einem der beiden Gebäude an der Seewlenerstraße, stößt die Elisabeth Püntiner den Rollstuhl der Mutter aus dem Flur des Erdgeschosses ins Freie. In dem weiten toten Bilde der Landschaft ist die Bewegung, die sich an dem Hause vollzieht, eine verschwindende; am Ort selbst aber liegt etwas Seltsames in dem Herausstreten der beiden Menschen in den heißen Tag. Das Püntinerhaus ist dasjenige, das näher an Altburg liegt; ein Garten trennt es vom Nachbargebäude, das mit ihm an die gleiche Straßenseite gebaut ist. Das großmächtige Schindeldach, welches das Haus und den hinten angebauten Stall überdeckt, wirft einen Schatten über die grünen geschlossenen Fensterladen, die weißgetünchte Mauer und einen schmalen Streifen mit zerstampftem kümmerlichem Gras bewachsenen Vorraums zwischen Haus und Straße. Auf diesen Streifen dicht neben die Haustür schiebt Elisabeth Püntiner die gichtlahme Mutter; denn diese kann Sonne und Hitze brauchen und hat alle sonnigen Sonntage da ihren Platz, seit sie, wie sie sagt, zu nichts mehr nuzt ist. Die Püntinerin ist das Haupt der Familie.



Wintermotiv (Waldhaus Dolder bei Zürich). Phot. A. Krenn, Zürich.

Ein wackliges Haupt, würde sie lächeln. Der Ratsherr, ihr Mann, ist tot; das ist jetzt schon fünfzehn Jahre her. Die Püntinerin ist selber schon sechzig.

„Sie sind fertig mit Gemeinden,“ sagt Elisabeth zur Mutter; „da kommen schon Leute.“

Ganz fern, wo die Häuser von Altburg an einem Haufen liegen und die weiße Straße sich diesem entwindet, werden schwarze Punkte sichtbar, die zu nahenden Menschen wachsen.

„Siehst schon?“ fragt die Püntinerin. Sie neigt sich in ihrem Rollstuhl vor und hält die verkrüppelte, knüppelbedeckte Hand über die Augen. Als ob sie sehen könnte! Ihr Blick ist lange nicht mehr hell genug, ihre Augen sind eingesunken und entzündet; sie reichen nicht in die Ferne. Aber dennoch fährt es aus dem kleinen tief in Falten liegenden Stern manchmal noch wie ein scharfer Blitz. Dabei hat, wer das sieht, nicht so sehr die Empfindung, daß die Püntinerin scharf sehe als vielmehr das Gefühl, daß etwas noch frisch und rasch in ihr sei. Das ist es auch: nach außen hat die Alte trübe Augen, nach innen sieht sie scharf und gut; mancher zu Altburg staunt, wie hell es noch immer in ihr ist.

„Ein paar von Seewlen,“ sagt jetzt die Elisabeth, die auf der Türschwelle steht und noch immer nach denen Ausschau hält, die sich von Altburg her nähern. „Eine Masse Menschen muß es heute im Ring gehabt haben!“ Die Fünfzehnjährige streckt die hochaufgeschossene, noch kindlich eckige Gestalt, und in ihr Gesicht mit den runden, schön rotapfelroten Wangen und der kleinen zierlichen Nase springt ein aus Verlangen und Bedauern gemischter Ausdruck. Sie ist ungern zu Hause geblieben.

„Und auch nicht recht ist es, daß eines statt dessen die Mutter hüten muß,“ lacht die lahme Frau. Sie will dem Mädchen nicht wehtun, spöttelt und scherzt nur; aber die Elisabeth wird dunkelrot. In ihren großen blauen Augen leuchtet ein schneller Schreck. „Nein,“ sagt sie, und dann: „Sagt das dem Vincenz nicht, Mutter, daß ich das gesagt habe!“

Sie streicht mit der Hand eine braune Haarsträhne aus der hellen Stirn, wirft noch einen Blick an der Landstraße hinauf und verschwindet im Haus.

Die Püntinerin lächelt.

Sähe einer zu, so müßte das langsame Stillwerden des Lächelns in dem alten Gesicht ihm auffallen. Während es dauert, schwindet und erlischt, ist es, als spräche die Alte mit sich selber, und sie sagt doch kein Wort. Es liegt nur in dem Lachen: Ja, ja, das weiß ich doch alles, wie das ist mit dem jungen Volk! Das versteh' ich doch alles, wie das Vergnügen es lockt! Und unrecht wäre es, wenn es anders wäre! Dann stützt die Frau einen Ellbogen auf die Wagenlehne und legt das knochige Kinn auf die verzogene Faust. So sitzt sie und staunt die Straße hinauf. Das Lächeln ist verschwunden; aber eine Weile ist es noch, als ob irgendwo sein Widerschein ginge. Dann wird der Blick ernst. Vielleicht denkt die Püntinerin jetzt an den Vincenz, dem sie es nicht sagen soll.

Der grelle Sonnenschein brennt noch auf die Straße. Die zusammengekauerte Gestalt der Püntinerin, obgleich sie im Schatten sitzt, ist von einer so scharfen Lichtwirkung getroffen, daß sie sich in ihrem schwarzen Kleid wie ein ausgehauenes Bild von der Hausmauer abhebt. Vor allem ist der kleine Kopf wie gemeißelt. Ein farbiges Tuch ist, den Zipfel nach hinten hängend und unterm Kinn verknüpft, über den Hinterkopf gelegt. Unter ihm ist die braune, glatte, gerade Stirn noch sichtbar. Das ganze schmale, faltige Gesicht, das scharfe Züge hat, trägt die gleiche braune Farbe wie die Stirn; es ist ein Braun, das fast einen gelblichen Kupferton hat. Zwei dicke weiße Haarsträhne fallen unter dem Tuche hervor und hängen an den beiden Wangen herab. Sie und die schneeweißen Brauen sind wie mit Zinkfarbe in und um das scharfe Braun gemalt.

Unterdessen nähern sich die Leute, welche die Elisabeth

entdeckt hat. Sie tauchen in den Gesichtskreis der Püntinerin, vier Bauern im Feiertagsstaat, der eine im buntgestickten Aepplerhemd, die andern im dunkeln Schafwoll-Gewand. Schwerfällig kommen sie dahergeschoben. Wo der schwere Schuh die Straße tritt, spritzt der Staub nach allen Seiten, kleine Räuchlein steigen an die ungelenken Beine. Die Oberkörper schieben sich ruckweise nach vorn nach dem Takte der aufstampfenden Schuhe; etwas Mühsames liegt in dem Gang der Männer, zugleich aber etwas Freies, Zähes, aus dem einer raten könnte, daß die an dem Boden hängen, den sie so breit und sicher beschreiten. Wie die Männer an das Püntinerhaus kommen, rücken sie die Hüte und grüßen: „Gut Tag!“ Der der Püntinerin zunächst gehende, ein junger Mensch, meint, noch etwas hinzufügen zu müssen. „Es ist heiß heute,“ sagt er und geht vorüber.

„Ist viel Volk gewesen am Ring?“ fragt die Püntinerin hinter den Davongehenden her.

„Mächtig viel,“ antwortet ein anderer von den Bieren, ein alter Mann, mit einem rasierten Gesicht, großem, freundlich grinsendem Mund und linkischem Wesen. „Ja, ja, mächtig viel,“ wiederholt er. Dabei bleibt er ein paar Schritte hinter den Gefährten zurück. „Sie haben ihn dann genommen, Guern Vincenz,“ sagt er wieder und verzieht sein Gesicht zu einem breiten Lachen.

Die andern sind jetzt, wie er, stehen geblieben. Auch auf ihren Gesichtern steht ein breiter Ausdruck der Vergnügtheit.

„Was? Wie genommen?“ fragt die Püntinerin.

„In den Landrat haben sie ihn gewählt,“ berichtet schmunzelnd der alte Bauer.

„Das hätten sie bleiben lassen können,“ gibt die Püntinerin wie mit leisem Aerger zurück; „er hat sonst genug Arbeit.“

Einer der jungen Männer meint: „Man muß die Leute nehmen, die man brauchen kann im Rat.“

„Einmal an den Rechten sind sie gekommen,“ fügt ein zweiter hinzu.

Der Alte schmunzelt: „Ja, beim Eid, haben sie den Rechten, und das haben sie.“

„Ja, ja,“ nickt die Püntinerin. Man weiß nicht, hat sie das „Ja, ja“ zu den Bauern oder zu sich selber gesagt; denn sie scheint voller Gedanken und der Männer kaum mehr zu achten.

„So, ade!“ grüßt einer von diesen. „Ade!“ klingt das Echo der andern. Damit stampfen sie davon.

Die Püntinerin hat ihren Gruß erwidert. Dann sinkt sie in die Stellung zurück, die sie vorher innegehabt. Die Nachricht macht ihr zu schaffen. Ein Häuflein schweres Leben, sitzt sie in ihrem Stuhl und sinnt vor sich hin, nicht trübselig und kopfhängerisch, aber mit bitterernstem Gesicht wie eine, die weiß, daß im Leben

wenig Spaß ist. Als die Elisabeth nach einer Weile in die Haustür tritt, um einen Blick nach ihr zu werfen, merkt sie ihr Kommen und sagt: „Du, in den Rat haben sie ihn gewählt, den Vincenz.“

Das Mädchen errötet in Freude und Eifer. „Den Vincenz?“ entfährt es ihr, und dann fügt sie langsam und sinnend hinzu: „Es ist nicht zum Wundern.“ Das letztere ist im gleichen heimlich scheuen Ton gesagt, wie vor einer Weile das: „Sagt das dem Vincenz nicht!“

Beide schweigen nachher; es ist sonderbar, wie das, was sie von dem Vincenz erfahren, ihre Gedanken so beschäftigt, daß sie das Sprechen vergessen. Die Elisabeth dreht sich wieder und geht ins Haus. Die Alte sitzt, und unmerklich wächst der Schatten, in dem ihr Stuhl steht. Unmerklich kann auch neues Volk über sie kommen, das von Altburg her den Weg nach Seewen tut.

Ein einzelner Mann geht vorüber, grüßt und heinst den stillen Gegengruß des lahmen Weibes ein.

Eine Weile darauf tauchen zwei Frauen auf. Auch von diesen fragt eine im Vorbeigehen: „Habt Ihr es gehört von dem Vincenz?“

„Ja, ja,“ sagt die Püntinerin.

Die Weiber nicken zurück; auch in dem Nicken liegt es: Heute ist es einmal recht gegangen!



Verfchneit (Motiv vom Zürichberg). Phot. A. Krenn, Zürich.



Die Freude der Leute ist so offenkundig, daß sie der Püntinerin zu Herzen geht. Ihr Oberkörper streckt sich. Ein heimlicher Stolz gibt ihr Kraft, sich gerade zu halten. Noch im Sichaufrichten steht sie den Arnold, ihren Jüngsten, die Straße daherkommen.

Er geht rasch mit breit ausziehenden Schritten, erblickt die Mutter von weitem, und obschon er wissen muß, daß sie sein Gesicht nicht erkennen kann, lacht er wie einer, der sagen will: Weißt es schon, du? Jetzt kommt er heran, ein fester, gesunder Mensch. Er trägt einen knapp sitzenden hellen Anzug und hat in seinem Gang etwas Leichtes, Federndes, in seinen Bewegungen weniger Stigkeit als die Bauern sonst. Dafür ist er Leutnant und geht mit den Herrenjöhnen von Altburg um, in deren Gesellschaft seine Umgangsformen sich abschleifen.

„Haha, da werdet Ihr aufhorchen, Mutter!“ lacht er, noch ein paar Schritte von der Püntinerin entfernt. Dabei nimmt er den runden schwarzen Filz von dem dichten krausen Blondhaar und trocknet sich mit seinem Sacktuch die Stirn von darauf perlenden Schweißtropfen.

„Kommt lang zu spät,“ scherzt die Mutter; „ich weiß schon Bescheid.“

Er setzt sich kurzerhand auf die Türschwelle, öffnet den Hemdkragen und trocknet eifrig Hals und Gesicht. „Ein solches Mehr hat nicht bald einer gehabt an der Landsgemeinde,“ erzählt er indessen. Aus seinem heißen Gesicht leuchten die großen blauen Augen. Das helle, bartlose Gesicht hat einen Zug von Gutmütigkeit und Offenheit. Wäre seine Haut nicht rauh, sein Knochenbau weniger stark, möchte es einem Mädchen wohl anstehen und hübsch heißen.

„Wie ist es gegangen?“ fragt seine Mutter ruhig.

„Was weiß ich!“ berichtet der Arnold. „Vorgeschlagen haben sie ihn. Auf einmal schiebt er sich von hinten her durch die Menge. Gleichmütig tritt er aus der Lücke, als ob er schon einmal Landammann gewesen wäre. Dann nimmt er den Hut ab und redet, mir nichts, dir nichts, gerade so wie er dahier in der Stube redet. Was ihnen einfalle, von der Straße weg einen in den Rat zu wählen! Aber nichts geholfen hat es ihm. Den Wald von Händen hätten Ihr sehen sollen, Mutter!“

Die Püntinerin sperrt die Augen auf. Vor Leid flennt sie nicht mehr; so viel Augenwasser hat sie noch übrig, daß es ihr jetzt in den Blick springt, da sie das vom Vincenz hört, das von der Ehre, die sie ihm angetan haben!

„Er wird wohl bald kommen,“ meint sie darauf.

Der Arnold ist aufgestanden. „Ja,“ gibt er zurück. „Es ist mir zu heiß da außen,“ fügt er hinzu.

„Nimm mich mit!“ sagt die Alte, als er Miene macht ins Haus zu treten.

Der vierundzwanzigjährige kräftige Mensch saßt den Wagen an der Stoßlehne und dreht ihn gefährlich schnell um, sodaß die Lahme völlig schwanke darin.

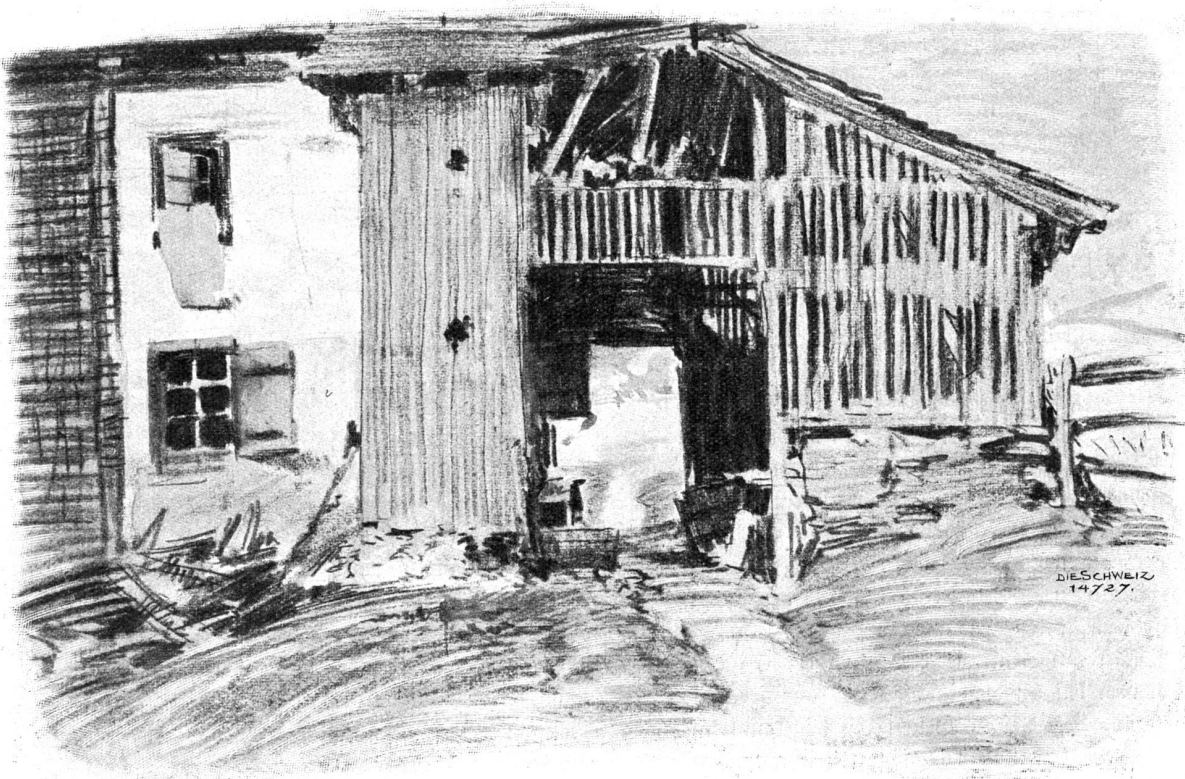
„Langsam, langsam!“ schmäht sie.

„Freude hab ich bei Gott, Mutter,“ lacht er und stößt sie ins Haus.

In der niedern Stube, die mit den langen Fensterreihen zweier Wände auf Matte und Gartenland und weiterhin gegen Altburg hinauf sieht, sitzen nachher der Arnold, die Püntinerin und die Elisabeth beisammen und warten auf den neuen Landrat, den Vincenz. Sie sitzen um den runden Tisch, über dem, noch unangezündet, die Lampe an der getäfelten Diele hängt, der Arnold in Hemdbärmeln,



DIESCHWEL  
14721



Aus einem Skizzenbuch von Jacques Ruch, Schwanden-Paris.

eine Zeitung vor sich, die Elisabeth in einem Buche blätternd, die Püntinerin müßig und in Gedanken.

Die Stube ist sauber. Auf der Kommode, dem Lederknapee und dem Polsterstuhl liegen gehäkelte weiße Decken; das übrige Gerät, Stabellen und Tisch, ist alles schlicht und stark zum Gebrauch wie in andern Bauernstuben.

Draußen hat die brennende Sonne ihren Weiterweg getan.

Als einmal während des Lesens und Wartens die Elisabeth aufsteht und einen Fensterflügel öffnet, weht ein leiser Luftzug herein, dem die Talhize nicht alle Gletscherkühle genommen hat. Das Licht in der Stube ist ruhig, nicht mehr grell wie am vollen Tag, sondern rein und sacht und feierlich. Schon geht aber ein Dunkel in den Ecken an, als auf der Straße, am Vorplatz und dann im Flur die schweren Tritte desjenigen laut werden, auf den die Püntinerin, der Arnold und die Elisabeth warten.

„Er kommt,“ sagt Elisabeth.

„Ja, das ist er,“ sagt der Arnold. Beide rühren sich nicht von ihren Sigen, beide neigen sich wieder über Zeitung und Buch, auch die Püntinerin tut nicht dergleichen, als ob sie gewartet hätte; es ist nicht Art da herum, zu verraten, wo einer sich freut oder wartet.

Jetzt geht die Tür.

„Guten Abend!“ sagt der Vincenz.

„Guten Abend!“ grüßen die Drei. Kaum daß sie aufsehen.

Der Vincenz legt seinen Hut am Fenster nieder. Während er das tut, hält seine schwere, breite Gestalt zum guten Teil das Licht vom Tisch ab, wo die andern sitzen. Er läßt sich dann nieder und sieht die Mutter an, die ihm doch mit den Augen heimlich gefolgt ist. Er lacht. „Ihr werdet es schon wissen!“ sagt er. Das Lachen ist so flüchtig, daß nachher keiner weiß, ob es in seinem vollen, starken Gesicht gewesen ist.

„Ich wünsche Euch Glück, Ratsherr!“ sagt die Püntinerin fröhlich.

„Von Glück wollen wir nicht reden,“ meint er. Dabei legt er die Ellbogen auf die Knie und beugt den stierstarken Rücken vornüber. So sitzt er eine Weile, den Boden anstaunend. „Eigentlich habe ich denken können, daß es kommen wird,“ sagt er nachher.

„Hast ihnen schon genug Dienste geleistet, meine ich,“ wirft der Arnold ein, der wie die Elisabeth zu lesen aufgehört hat und nach dem Bruder hinsieht.

Der zuckt die Schultern. „Bah,“ sagt er still und ohne Wesen, „die paar Waisengelder verwaltet und das Bruderschaftsgut, das hätte ein anderer auch können!“

Plötzlich ändert er den Ton. „Hast gehirtet?“ fragt er den Bruder. Er hat eine tiefe, starke Stimme. Während er so halb vor sich hingemurrt hat, ist das nicht aufgefallen. Jetzt tört die letzte Frage laut und kurz in die Stube; es kann einer an den zwei Worten merken, wer im Püntinerhaus Meister ist.

Der Arnold steht gleich auf. „Gerade jetzt will ich hinüber,“ sagt er und geht hinaus.

Die Elisabeth hat bisher stumm dageessen. Sie hat noch nicht darein zu reden, wenn die Alten sprechen. Jetzt ist es, als hätte der Vincenz auch sie gemahnt. Sie erhebt sich und folgt dem Arnold. Sie hören sie nachher in der Küche hantieren.

Der Vincenz zieht, als die Jungen fort sind, den Rock aus und setzt sich auf das Sofa, wo der Arnold geessen hat. Da dehnt er sich. Seine dicken Arm-muskeln lassen die Hemdärmel krachen, als er das tut; seine Brust wölbt sich mächtig. Er gähnt und reibt sich die Augen. „Mehr trinken muß einer, als gut ist, bei solchem Anlaß!“ sagt er.

Die Püntinerin, die das Buch der Elisabeth aufgenommen hat und darin blättert, kann sehen, daß er bleich und doch heiß im Gesicht ist; seine dunkeln, etwas hervorquellenden und von schweren Hautfalten unterhangenen Augen glänzen. Er lehnt den Hinterkopf, an dem sich die schwarzen Haare lichten, an die Wand und schließt die Lider. Die Hände in die Hosentaschen gestopft, die Beine vorgestreckt, sitzt er in fast liegender Stellung da. Er scheint müde.

Die Püntinerin betrachtet ihn schweigend. Eine ganze Weile schon, ehe er selber in die Stube getreten ist, hat sie ihn in Gedanken vor sich gehabt: Schwer, mit dem sonderbaren Gesicht, Mund, Nase, Kinn, alles breit und groß, vor allem aber die Stirn völlig mächtig und nach hinten gewölbt! Der Stirn und des kurzen, aber buschigen, dichten Schnurrbartes wegen hat ihm einer den Uebernamen „Der Bismarck“ angehängt. Nur — an dem Vincenz haftet ein Uebername nicht! Der ist zu ernsthaft, als daß ihn einer im Scherz nennte.

Die Püntinerin schaut ihn an. Wie der Vincenz mag der Vorfahr von Gestalt gewesen sein, der „Riesepüntiner“, der wilde Kriegermann, den sie anno 1515 bei Marignano erschlagen haben!

Er rührt sich jetzt und begegnet ihrem Blick mit Augen, aus denen er gewaltsam den Schlaf wegzwingt. „Jetzt weiß ich es wieder,“ sagt er, „vor dem Trinken muß ich mich in acht nehmen. Da wäre ich bald darin, meine ich.“ Er steht auf, reckt sich und geht in der Stube auf und ab, seiner Schritte völlig mächtig, nur sichtlich ein Unbehagen, eine Unklarheit niederzwängend.

Die Püntinerin lächelt. „Wegen dir ist mir nicht angst,“ sagt sie und lacht wieder. Der da und trinken! Haha, einer wie der!

## II.

Der Vincenz Püntiner steht seit fünfzehn Jahren, seit seinem zweiundzwanzigsten an Vaters Statt. Damals ist der Ratsherr Balz Püntiner gestorben, von einer großen Familie, acht meist noch unerzogenen Kindern weg. Zwei Jahre war er lahm und arbeitsunfähig. So kam der Vincenz früh in die Leitung des Anwesens. Das ist nicht klein; schon die halben Matten zwischen Altburg und Seewlen gehören dazu; weit mehr Landbesitz aber liegt dem Püntiner im Schachental. Ganze Berge gehören ihm da, und er ist doch kein just reicher Mann; denn das Land hat keinen Wert, falls er es verkaufen wollte. Weil er es aber behält, bringt es Mühe, Arbeit und Unkosten.

„Jetzt stell dich, Vincenz,“ sagte der Ratsherr, sein Vater zu ihm, als ihn der erste Schlaganfall gelähmt hatte; „die Mutter muß sich wehren, wenn sie mit euch allen durchkommen will; also wirft wissen, wie du zu ihr stehen mußt.“

Wenn er es nicht wußte, der Vincenz, konnte er es lernen. In dem Maße, als er sich einarbeitete, spannte er sich auch selbst ins Joch einer Pflicht, die ihm wenig freie Augenblicke ließ. Er war acht Jahre älter als das älteste seiner übrigen Geschwister. Der Vater hatte es gut gehabt: zu seinen Lebzeiten waren die sieben jüngern Kinder noch alle schulpflichtig oder ganz klein; während des Vincenz Regiment wuchsen sie heran; die Buben wollten auswärts besser geschult und auf eigene Füße gestellt sein, taten Militärdienst und brauchten Geld; auch die Mädchen kosteten, als sie älter wurden, mehr, als gut für der Mutter Geldsack war. Aus dem Land mußte alles kommen, und der Vincenz, dem die Bewirtschaftung oblag, mußte sehen, wie er es herausbekam. Jetzt nach all den Jahren und während er selber aus der Jugend in die hohen Mannesjahre hinaufgewachsen ist, kann er sagen, was das Mühe und rastlose Arbeit gekostet hat. Auch die Püntinerin kann davon sagen. Sie weiß: ohne den Vincenz hätte sie es nicht durchgeschleppt, und sie weiß, daß er sich jetzt erst allmählich darauf besinnen kann, daß er nicht nur für andere, daß er auch für sich auf der Welt ist. Jetzt! Denn mit vergangenem Herbst hat die zweitletzte Schwester ins Luzerngebiet hinüber geheiratet und sind nur noch der Arnold und die Elisabeth zurückgeblieben. Alle hat er so nach und nach versorgt, der Vincenz. Daß ihm keiner das Verdienst schmälere! Einen eigenen Stolz hat er dareingesetzt, jedem der Geschwister, wie er sagt, den Stecken in die Hand zu geben. So sitzt der eine Bruder auf der guten Säge in Altburg, ein anderer hat ein Gasthaus im Oberland und ein sorgenfreies Leben; Fuhrhalter in Oberalpen ist der dritte, und zwei Schwestern haben brave und habliche Männer bekommen. Eine schwere Hand hat er freilich über allen gehabt,



selbst über der Mutter. Schon bald nach des Vaters Tod kehrte er das Meisterwesen heraus.

So ist des Vincenz Leben gewesen, und so ist es gekommen, daß bisher alle Geschwister Zeit gehabt haben, sich außer dem Hause selbst ein bißchen in der Welt herum umzusehen, nur er nicht. Sein Weg ist vom Haus aus auf die Matten, von den Matten in den Schächentaler Berg, von da wieder heim. In letzter Zeit hat er auch manchmal in Altburg zu tun gehabt, auf der Sparkasse, auch sonstwo; denn sie haben ihm Waisenwater- und andere Beschwerden aufgeladen, zu denen sie im Land wie überall nur die Rechtlichsten und Ernsthaftesten brauchen können.

Zum Püntinerbesitz gehört auch das Nachbarhaus, das jenseits des Gartens auf der gleichen Straßenseite liegt, kahl und groß und ohne Fensterladen ist wie eine Kaserne. Vor Jahren, als die Eisenbahn gebaut wurde, die drüben den Fluß entlang hinaufführt in die Berge, hat das Haus als Unterkunft für die Erdarbeiter gedient. Nach der Bauzeit erstand es der Ratsherr Püntiner um ein Billiges, kaufte es, damit ihm keine Nachbarschaft mehr komme, wie die der welschen Arbeiter gewesen und die ihm nicht paßte. Alle die Jahre nun hat es leer gestanden. Jetzt soll es Mieter bekommen. Der de Felice will einziehen, der Granitsteinbruchbesitzer, der einen Bruch oben in Steg hat, aber gern in der Nähe von Seewlen wohnt, weil er viel Granit auf Schiffen verfrachtet. Der Welsche ist an ein großes kahles Haus gewöhnt. Ehe er sich zum Eigentümer der Steinbrüche aufgeschwungen, hat er mit eigener Hand Hammer und Meißel geführt und mit einem Haufen Kameraden in schlechten Baracken gewohnt als die, welche er dem Vincenz Püntiner abgemietet hat. Der hat übrigens das Haus in Stand setzen lassen, sodaß es sich sehen lassen kann. Die Scheiben sind ganz und rein, ein paar Fußböden und eine Treppe hat er ersetzen lassen, die Wände und die Außenmauern sind frisch getüncht worden. Kahl ist das Haus freilich noch immer und groß für die paar Menschen, die hineinziehen wollen. Der Vincenz kennt aber den Felice. Er ist ein gesetzter, tüchtiger achtbarer Mensch: was soll er ihm also das Haus nicht billig überlassen, statt es leer stehen zu lassen!

Heute — es ist Montag und acht Tage nach der Landsgemeinde — soll der Einzug der Mieter sein.

Die Elisabeth ist in Aufregung. Den ganzen Morgen schon blickt sie die Straße nach Altburg hinauf, aus welcher Richtung der Wagen des Felice kommen soll. Auch die Püntinerin läßt sich ans Fenster schieben und meint einmal: „Auf seine Frau bin ich neugierig, dem Felice seine!“

„Sie ist keine Welsche,“ sagt die Elisabeth; „eine von Anderthalben soll sie sein,“ sagt der Vincenz.

Bisher hat nur der Steinbruchbesitzer selber im Hause vorgesprochen; so kennen sie seine Familie noch nicht, wissen nur, daß er eine Frau und ein Mädchen haben soll.

Kurz vor Mittag können sie aus dem Wundern kommen. Da weht gegen Altburg hin Staub auf.

„Jetzt kommt er, der Wagen, mein' ich,“ sagt die Elisabeth, die den Tisch deckt, aber just einen Blick zum Fenster hinaus getan hat.

„Als ob heute nicht schon mancher vorbeigefahren wäre!“ lacht die Püntinerin.

(Fortsetzung folgt).



Aus einem Skizzenbuch von Jacques Ruch, Schwanden-Paris.